

Ins Dunkel der Wüste gestoßen

Glaube als dunkle Anbetung

Zum 35. Todestag der französischen Dichterin Marie Noël (1883–1967)

Franziska Knapp, Freiburg i.Br.

Einen Wüstentag legen wir ein, wenn wir den Alltag unterbrechen und aufatmen wollen, wenn wir zur eigenen Mitte finden, uns auf das Wesentliche konzentrieren und schweigen wollen – die Wüste ist dann der Ort der Be sinnung, die Aus-Zeit, in der wir neue Kräfte sammeln und spirituelle Erfahrungen machen. Das ist die eine Form einer Wüstenerfahrung. Was aber, wenn einer ungewollt in die Wüste hineingestoßen wird, wenn die Dürre dauert und zur Lebensbedrohung wird, wenn die Trockenheit den Blick ver stellt für die Mitte, die man sucht, wenn man mitten in dieser Wüste die Orientierung verliert, nicht mehr weiß, ob man sich nach rechts oder nach links wenden soll, wenn die Einsamkeit lähm t, Müdigkeit erdrückt, das Licht sich verfinstert, Gott als Gegner des Lebens erfahren wird?

Als Mittel zur Selbsthilfe, um der Einsamkeit zu entfliehen, schreibt Marie Noël jene Gedanken aus ihrer ganz persönlichen Wüstenerfahrung – flüchtig und von Zeit zu Zeit – auf einzelne Blätter, zu deren Veröffentlichung als „Notes Intimes“ sie erst 1959 zustimmte. Es sind Zeugnisse einer langen, qualvollen Reise durch die Hölle, eines beschwerlichen Weges durch die dunkle Nacht, vorbei an gefährlichen Abgründen religiöser Unruhe, durch Zeiten der äußeren und inneren Trockenheit, im Sturm der Wüste. Vor 35 Jahren ist die Dichterin am 22. Dezember 1967 in ihrer Heimatstadt Auxerre in Burgund im Alter von 85 Jahren gestorben. Gewidmet sind vor allem ihre „Notes Intimes“ allen „verirrten Seelen“, die wie sie selbst an der Erfahrung des Zweifels als einer Form des Glaubens leiden.

Kindheit im Schatten des Jansenismus

Am 16. Februar 1883 wurde die kleine, höchst sensible, äußerst ängstliche, zunehmend auch skrupulöse, stets kränkliche und dennoch aufgeweckte und scharfsinnige Marie, mit dem bürgerlichen Namen Rouget, in Auxerre an der Yonne geboren. Hier wuchs sie in der bürgerlichen Enge einer französischen Provinzstadt auf. Obwohl die katholisch bürgerliche Durchschnittsfamilie sich eher durch innere Distanz zur Kirche auszeichnete, wurden die

Kinder, besonders in der Vorbereitung auf das Fest der Ersten Heiligen Kommunion, noch ganz in jener katholisch-jansenistischen Tradition erzogen, deren Zentrum bis ins 18. Jahrhundert hinein auch Auxerre war.

Im jansenistischen Geist erzogen zu werden bedeutete, ein Leben lang gegen die Folgen der Erbsünde anzukämpfen, stets in der Sorge, sich zu beflecken, geradezu besessen vom Streben nach Reinheit und Tugend, verbunden mit der ständigen Angst vor einem allgegenwärtigen, strengen Richter-Gott, einem kleinlichen Moralisten, der alle Fehlritte gewissenhaft als Sünde aufrechnet. Religiöse Erziehung und Erbauung waren daher geprägt von Drogen, Verboten, Züchtigungen und der Aussicht auf Belohnung für den, der in die Fußspuren jener asketischen und heiligen Vorbilder trat, die in Predigt und Katechese immer neu vor Augen gestellt wurden. Bücher, Lieder, Bilder spiegelten dieses Denken wider, wie Marie Noël aus ihrer Erinnerung heraus schrieb. Der Kommunionempfang war beschränkt und mit strenger Gewissensprüfung verbunden. Ihre Mutter führte daher ein sogenanntes Fehlertagebuch, in dem täglich alle guten und schlechten Taten verzeichnet wurden, so dass jeden Abend Bilanz gezogen werden konnte. Besonders die Zeit unmittelbar vor ihrer Erstkommunion wurde zum Albtraum für das kleine Mädchen. Marie Noël selbst übersteigerte dieses perfektionistische Denken noch und lehnte es aus Angst, nicht würdig genug zu sein und so vielleicht gar das ewige Heil zu verspielen, ab, mit den anderen mitzugehen. Nur der Zuspruch einiger Tanten und die Aussicht, durch Jesus in der Kommunion die von ihr so tief ersehnte Liebe zu empfangen, stimmten sie um. Im Rückblick schrieb sie selbstironisch über ihre Generalbeichte, die damals alle ablegen mussten: „Wir schrieben unsere Sünden auf. Wie viele Seiten hast Du beschrieben? Ich selbst hatte sechs! Sechs Seiten! Um mein Bestes zu geben, hatte ich in meiner größten Schrift auf dem Briefpapier mit dem breiten schwarzen Rand, dem Trauerpapier von Mama, welches sie nicht mehr benutzte, meine Fehler groß und breit aufgeschrieben. Alles stand dort. Alles. Und sogar noch ein wenig mehr als alles: Die Sünden aus den Jahren der Kindheit vor dem Alter der Vernunft, die vielleicht nicht zählten, aber – in der Erinnerung an die Züchtigung – beunruhigte mich das Unbehagen noch immer. Und vielleicht auch noch andere... vielleicht?... die, mit denen ich nicht ganz sicher war... die aber vielleicht doch dazu zählten?...“¹

Marie Noël wollte eine Heilige werden. Besonders fasziniert war sie vom Gebot der Nächsten- und Feindesliebe. Aber wo in einer gutbürgerlichen Atmosphäre einen Feind finden, den zu lieben dieses Gebot forderte? Sie suchte und fand ihn: der persönlicher Feind ihrer Kindertage war Monsieur Droin, jener Hausarzt, der ihr so verhasst war mit seinem Löffel, den Brech- und Abführmitteln, seinen Einläufen und Senfpflastern. Aber den Weg der Heiligkeit zu gehen hieß damals mehr, es erforderte, einem Ideal strenger Askese zu folgen, sich von der Welt abzuwenden, ein Leben hinter Klostermauern führen. Heiligkeit galt es unter größten Anstrengungen zu erwerben. Im Alter von fünfzehn Jahren wollte sie in den Karmeliterorden eintreten. Aber ihre Liebe zur Musik und zur Literatur und ihr eigenes dichterisches Talent, ihre Liebe zur Natur und ihr Interesse an allen Dingen dieser Welt, ebenso wie ihre kritische Auseinandersetzung mit dem rigoristischen Got-

¹ M. Noël, *Petit Jour*, Paris 1951, 184.

tesbild, gegen das sie innerlich rebellierte, und nicht zuletzt ihre Bindung an die eigene Familie, die sie nicht zu enttäuschen wagte, ließen sie diesen Wunsch wieder aufgeben. Was blieb, war die lebenslange innere Unruhe und Unsicherheit, ob sie wirklich ihrer Berufung gefolgt war, das stete Gefühl, durch ihre Liebe zur Welt und wegen der Verpflichtungen ihrer Familie gegenüber die Chance der Heiligkeit verpasst, die Gnade, eine Heilige zu werden, verloren zu haben. Marie Noëls Aufzeichnungen wie auch viele ihrer dichterischen Werke zeugen vom Ringen mit diesem Frömmigkeitsideal ihrer Zeit. Sie war hin- und hergerissen zwischen ihrer Liebe zu Jesus, dem sie sich ganz hingeben wollte, der Angst vor einem kleinlichen Richter-Gott und ihrer Offenheit für diese Welt.

Einsamkeit

Eine Form der Wüstenerfahrung, die das Leben Marie Noëls prägte, war ihr Gefühl der Einsamkeit. Schon als Kind lastete die Angst vor dem Verlassenwerden schwer auf der Dichterin. Häufige Einkäufe in der Stadt, gesellschaftliche Verpflichtungen außer Haus, denen man sich in der gutbürgerlichen Schicht um 1900 nicht entziehen konnte, brachten es mit sich, dass ihre Mutter oft abwesend war. Die Erziehung war, wie in diesen gesellschaftlichen Kreisen üblich, einer Amme, später einem Kindermädchen anvertraut. Das kleine Mädchen fühlte sich im Stich gelassen. Es war zunächst diese ganz existentielle Einsamkeit, unter der sie litt. Zwar wurde sie von den Erwachsenen geradezu verwöhnt, aber dies konnte nicht die ersehnte menschliche Nähe, vor allem der Mutter, ersetzen. Sie sehnte sich danach, in den Arm genommen zu werden, sich anlehnen zu dürfen oder herzlich geküsst zu werden. Wenn die Mutter außer Haus ging, fühlte sie sich wie ein „kleines ertrinkendes Mädchen“. Selbst bei körperlicher Anwesenheit der Erwachsenen kam sie sich einsam vor. Den wirklichen Tod der Mutter empfand sie später nicht schlimmer. Auch der Vater konnte keine emotionale Wärme geben. Er war der klare Denker, dem jegliche Gefühlsbetontheit zuwider war.

Der sanfte Jesus, der gute Hirte, wurde für sie zum Freund in der Dunkelheit, zum Retter zwischen den Dornen, der sie aus der Gefahr trug, ihre erste Liebe. Noch fand sie Trost in jenem Jesusbild, das damals gängige Andachtsbildchen vermittelten: „Ich war noch zu klein, um Unseren Herrn anzubeten, den wahren, im Geiste anzubeten. Ich liebte ihn zärtlich in Abbildern, wie man Puppen wiegt, bevor man selber Kinder hat. Ein solches Bild von ihm war ‚Der Herr‘, ein anderes ‚Der Erlöser‘, entsprechend den frommen Worten, die ich manchmal sagen hörte, aber das schönste und lieblichste von allen war ‚Der Retter‘, mein Retter! Mein Retter, der zwischen den Dornen einen steilen Weg hinaufstieg, sein Schaf – mich – auf den

² *Petit Jour*, 78.

Schultern.“² Mit zunehmendem Alter erfand sie aus Sehnsucht nach Geborgenheit, Verständnis und Trost in ihrer Not oft auch einen imaginären Freund, um das bedrückende Schweigen, das sie zu ersticken drohte, zu brechen: „Bin ich abends allein in meinem Zimmer, rufe ich einen eingebildeten Gefährten zu mir... ich mache mich glauben, mein Taufpate sei eingetreten oder, wenn nicht er, ich weiß nicht welcher Vertraute, ohne Namen und Gesicht, dem ich mich anvertraue. Ich erzähle ihm ganz laut, was mich so tief bedrückt. Er hört mir zu, und ich antworte an seiner Stelle, mich sanft tröstend, wie er es tun könnte, wenn er wirklich wäre. Die Unterhaltung zieht sich hin. Manchmal vergesse ich, zu Bett zu gehen, einzuschlafen. Wenn jemand zufällig dieses Zwiegespräch mit einer Stimme überraschte, würde er mich für wahnsinnig halten. Ich versuche ja nur, für einen Augenblick meine Last der Einsamkeit abzustellen. Ich brauche so sehr einen Freund, dass ich ihn erfinde.“³

Zwar hatte sie viele Verwandte und Bekannte, die in regelmäßigen Abständen zu Besuch kamen und an ihrem Leben Anteil nahmen, aber mehr aus dem Wunsch nach Befriedigung der eigenen Neugier heraus, denn aus echter Teilnahme. Alle mitühlenden Worte und Gesten schienen nur Fassade zu sein. Unbarmherzig wollten diese Frauen aus der Provinz die innersten Geheimnisse ans Tageslicht zerren, statt eine wirkliche Hilfe zu sein: „Die Verwandte, die bei der anderen eintritt, mit einem Blick den offenstehenden Schrank durchwühlt, nach dem Geruch aus der Küche schnüffelt, würde, wenn sie es könnte, unter deine Röcke, unter deine Nägel schauen, während sie sich nach deinen Neuigkeiten erkundigt...“⁴ Aber auch echte Freundschaft unterlag letztlich der Vergänglichkeit des Lebens: „Die Freundschaft, die Teilnahme, die manche mir bezeugten, ich sah sie sich auflösen wie ein Spiel flüchtiger Wolken des Herzens. Ich litt schon an ihrer Unbeständigkeit, an dem Vergessen meiner Freunde, wenn ihr Mitgefühl noch sprach.“⁵

Einiger Zufluchtsort war das Schreiben: Schreiben gegen die Angst, gegen die Einsamkeit. Viele Gedichte sind geradezu ein Schrei aus der Tiefe, ein Schrei nach unbedingter Liebe, reiner Liebe, von der jedoch meist nur ein „kleiner Tropfen“ ins Herz fiel. An einigen Stellen ihres Werkes äußerte sie ihre Sehnsucht nach Geborgenheit und Selbstverwirklichung in Ehe und Familie. In ihrem Innern spürte sie eine lebendige Quelle der Liebe, mit der sie einen Menschen hätte glücklich machen können. Aber die einzige wirkliche Liebe zu einem Mann, dem sie mit einundzwanzig Jahren begegnete, zerbrach an den Bedingungen der Familie. Den Schmerz über diese verlorene Liebe konnte sie nie ganz betäuben. So wurden ihre Verse zu einer Art Kompensation für das Kind auf den Knien und den liebenden Gatten, an den ihr Herz sich werfen konnte.

³ *Erfahrungen mit Gott. Eine Auswahl aus den Notes Intimes*. Mainz 1979 (2. Aufl.), 72.

⁴ *Erfahrungen*, 20.

⁵ *Erfahrungen*, 16.

Die ersten Verse hatte sie schon mit acht oder neun Jahren geschrieben und ihren Puppenschülerinnen vorgelesen. Eines ihrer Gedichthefte las ihr Bruder in der Schule unter der Bank. Sein Lehrer konfiszierte es und wollte es Jahre später zurückgeben, als dieser bereits beim Militär war. An seiner Stelle kam Marie, um die Gedichte abzuholen, die zwar keine Ahnung „des Verfassers“ vom Gebrauch der Syntax bezeugten, dafür aber vielleicht Genie und eine für einen jungen Soldaten wahrhaft überraschende Feinfühligkeit. Die eigentliche Schreiberin dieser Verse beließ ihn in seinem Glauben. Erst ihr Onkel, Raphael Périé, ein Mitglied der Académie française, erkannte ihr Talent und förderte es. 1910 konnte er sie davon überzeugen, erste Gedichte in der katholischen Zeitschrift „Revue des deux mondes“ zu veröffentlichen. Der Einbruch des Publikums in ihr poetisches Geheimnis war ihr geradezu peinlich. Sie empfand es als ein Eindringen in ihre persönliche Intimsphäre. Auch in der Folgezeit bedurfte es immer wieder der Überzeugungskraft von Kennern der Literatur, wie dem Künstlerseelsorger Abbé Mugnier, der für sie zu einer Art Retter in ihren immer wieder ausbrechenden religiösen Krisen wurde. Er konnte sie auch davon überzeugen, dass Dichtung und Heiligkeit sich nicht notwendig ausschließen müssen. Nicht zuletzt trug Abbé Bremond, der sich in seinem Werk der französischer Spiritualität und Mystik widmete, zum Bekanntwerden der Dichterin bei. Dennoch wollte Marie Noël nie eine jener Berufsdichterinnen werden, die sich in Abhängigkeit eines Verlages begeben und Literatur gleichsam produzieren müssen.

So sehr sie versuchte, ihr Innerstes so lange wie möglich vor den Blicken anderer verborgen zu halten, so großherzig war ihr unermüdliches Dasein für die anderen, an erster Stelle für die eigene Familie, die im Grunde nur ein Hindernis für ihre persönliche wie künstlerische Selbstverwirklichung war. Einen bürgerlichen Beruf hat Marie Noël nie gelernt und ausgeübt. Finanziell war sie durch den Familienbesitz abgesichert, den sie jedoch mehr als Bürde und Last der Vergangenheit empfand, denn als einen Vorteil. Das Haus, das sie vor allem mit ihren alten und kranken Eltern bewohnte, hatte allein zwölf Zimmer. In weiteren alten und renovierungsbedürftigen Häusern, dessen Verwaltung sie übernahm, waren mehrere Mieter zufriedenzustellen. Hinzu kamen die vielfältigen „Verpflichtungen“ gegenüber Verwandten und Nachbarn, sowie Wohltätigkeitsdienste in der Pfarrei, die sie als selbstverständlich empfand. Marie Noël wollte die Fenster ihres Herzens allen öffnen, ihr Herz an alle verschenken, ohne zu zählen. Sie wollte Heiligkeit mitten im Alltag leben, mitten in der Welt den kleinen Weg der Liebe gehen, wie ihr großes Vorbild, Therese von Lisieux. Für ihre Familie hatte sie ihre Berufung, wie sie es nannte, aufs Spiel gesetzt, zuerst ihre religiöse Berufung in den Karmel, dann aber auch ihre künstlerische, denn für das Schreiben blieb bei all den Verpflichtungen kaum Zeit. „Wann werde ich ein bisschen aufhören zu lieben!“ rief sie daher aus, um die leere Zeit zu finden, die nicht von Pflichten erfüllt ist, jene stillen Zeiten, die wichtig gewesen wären, um aus der eigenen Quelle neue Kraft schöpfen zu können. Aber die Liebe zum Nächsten erschien ihr größer als die ausschließliche Liebe zu Gott, weil gerade sie nichts erwarten kann. Anders als Gott kann der Nächste die ihm erwiesene Liebe nie ganz aufwiegen, weil er ein begrenztes Ge-

schöpf ist. Daher ist die Liebe zum Nächsten reine Liebe. Von all diesen Nächsten fühlt sie sich zuletzt aber auch ausgetrocknet, verzehrt, verbraucht, zuviel gegessen und getrunken, ausgeschöpft bis zum letzten Schweißtropfen.

Wandern am Rand des Abgrundes

Eine ganz andere Art der Wüstenerfahrung machte Marie Noël in Folge des geistigen Erbes ihres Vaters. Louis Rouget unterrichtete am Gymnasium von Auxerre Philosophie und Kunstgeschichte. Die Dichterin beschrieb ihn als ungläubigen, zweifelnden, aber stets suchenden und von Wissensdurst getriebenen Menschen. Er hatte das Evangelium wiederholt im Urtext gelesen, wie auch die Schriften der Kirchenväter und wichtiger katholischer Denker bis in die Neuzeit. Der Glaube an Gott blieb diesem klaren und rationalen Denker, der die Wirklichkeit allein vom ordnenden Verstand her zu begreifen suchte, jedoch verschlossen. Schon früh vermittelte er seine philosophische, theologische und literarische Bildung seiner Tochter. Unter seiner Anleitung las sie das Neue Testament ebenso wie das Alte Testament in seinem gesamten Umfang. Er machte sie mit den Autoren der griechischen und lateinischen Literatur vertraut, besonders mit den griechischen Tragödien und den Schriften Platons. Sie selbst vertiefte sich auf ihrer Suche nach Wahrheit vor allem in das Werk Pascals, Shakespeares, Descartes, Goethes, der französischen Romantiker, sowie in die Werke der großen christlichen Mystiker. Ihr philosophisch-analytisches Denken war es, das sie schon früh in ihrem Glauben erschütterte. Angesichts der Frage nach der Gerechtigkeit Gottes schrieb sie: „Mit zehn oder elf Jahren, erinnere ich mich, wurde ich plötzlich durch die entsetzliche Ungerechtigkeit im Schicksal des Judas in Schrecken versetzt... Judas, gezwungen zu verraten, um die Schrift zu erfüllen. ‚Es ist notwendig, dass das Ärgernis kommt, aber wehe dem...‘ Wir waren in der Familie beim Mittagessen, als das Wort des Evangeliums mir wie ein schwarzer Blitz durch den Kopf schoss. Ich schob meinen Teller zurück. Ich sehe noch, was darauf war: Fisch mit Kaperntunke, es war gut. Ich habe an dem Tag nicht weiter essen können, Ich bin sofort mit meiner großen Schwierigkeit zur Großmutter gelaufen – meinem Theologen von damals: Judas zum Bösen gezwungen, Judas notwendig, Gott ungerecht... Ich konnte damit nicht leben.“⁶

Als „Hölle der drei Tage“ beschrieb sie ihren inneren Kampf, ausgelöst durch die Frage, ob die individuelle Seele nach dem Tod eines Menschen weiterlebt, der ihren Glauben in seinen Fundamenten ernsthaft erschütterte und sie in einen Strudel von Glaubenszweifeln riss: „Zu

⁶ Erfahrungen, 47.

jener Zeit hatte ich niemanden auf der Welt außer Gott. Weniger aus Frömmigkeit, als aus bitterster Not. Die Zärtlichkeit eines Menschen, die Hand eines kleinen Kindes hätten genügt und ich wäre völlig verwandelt und mit anderem beschäftigt gewesen. Aber ich hatte nichts, und mein ganzes Herz und meine ganze Sorge hatte ich dem Himmel anvertraut. Es ist nicht gut, sich zu große Sorge um Gott zu machen. Oft hatten Zweifel wie bedrohliche Vögel in der Luft geschwebt. Sie zogen vorbei... Eines Abends jedoch – mein Vater sprach vom Weiterleben der Seele – was für Worte vernahm ich da? Was für ein Blitz zwischen all den dunklen und gefährlichen, schlafenden Gedanken? Was für ein Aufleuchten?... Was für ein Beben?... Gott stürzte in mir zusammen, wie ein Wolkenschloss. Gott eingestürzt. Jedes Licht umgestoßen. Alles tot. Tod meines Ich, die ich im tiefsten Grund meiner selbst Gott war. Trauer ohne Hoffnung. Ewiges Verderben... Verdammnis. Gott eingestürzt. Drei Tage, drei Nächte lang versuchte ich ihn wieder aufzurichten. Womit? Vergebens öffnete ich erneut die Bücher, die ihn uns offenbart haben, diese Geschichten von Menschen, die mir ähnlich sind, die ich Wahres nur zusammen mit dem Irrtum aus meiner Sicht erzähle. Alle Steine des Fundamentes zerfielen zu Staub. Drei Tage lang verzweifelter Kampf, vergeblicher Schweiß, um Gott aufzuerwecken, zu retten. Todeskampf, quälende Vorstellung... Klarer Verstand, der alle Lichter zerstört, eines nach dem anderen. Schreie der Seele, Schreie bei Tag und bei Nacht, Schreie hinter den Worten, Schreie in der leeren Kirche. Schreie in der nutzlosen Kommunion... Gotteslästerung vielleicht... Gotteslästerung würde Hoffnung bedeuten! – Schreie zu Füßen aller Kreuze vor diesem unnützen Toten. Vor diesem über alles geliebten Toten!... Am Abend des dritten Tages küsste die verdammte Seele verzweifelt ein letztes Kreuz. Ein ruhiges Wort fiel vom Kreuz auf sie herab: ‚Und ich, ich kusse das deinige.‘ Plötzlich wich die Finsternis, der Strick der Angst zerriss. Ich schwankte... Aber anstatt zu denken, brach ich in Musik aus. Befreiung, Freude, Lob. Ich sang... tanzte. Ein sehr sanfter Hauch streifte meine Stirn. Ich beugte den Kopf und erhielt den Segen. ‚Und es ward eine große Stille.‘⁷

Wenn die Seele sterblich ist, dann heißt das philosophisch betrachtet zunächst einmal, dass es keine Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod gibt, dass dieser letzte Strohhalm, diese letzte Zuflucht nur eine Illusion ist, ein „Wolkenschloss“, erbaut aus der Sehnsucht nach Dauer, Liebe und Glück. Dann ist auch der Tod Jesu umsonst gewesen, denn dann gab es keine Auferstehung und somit hat auch sein Leben und Wirken nichts verändert. Wäre dieser quälende Gedanke Gotteslästerung, dann würde der Gott, von dem Christen glauben, dass er ein Gott der Lebenden ist, immerhin existieren. Wenn aber Gott tot ist, die Kirche leer, die Kommunion nutzlos, weil sie nicht Sakrament der Begegnung des Menschen mit dem Gott Jesu Christi ist, dann gibt es diese Hoffnung nicht, dass das Leben und dass die Liebe siegen werden. Sieht man jedoch noch genauer hin, entdeckt man ein weiteres, worauf Elisabeth Ott aufmerksam gemacht hat: „Es ‚stürzte‘ der Gott, der Ich war; es stürzte das Ich, das Gott war!“⁸ Was da zerbrach war tatsächlich das eigene „Wolkenschloss“, die eigene Illusion, die eigene Gottesvorstellung, die unseren Wünschen und Sehnsüchten entsprechen soll, die das eigene Ich unter allen Umständen bewahren will. Vielleicht muss dieser „Gott“, der im letzten Grund nur unser eigenes Ich ist, einstürzen, damit wir den Gott ohne Antlitz, den Namenlosen, den Unbekannten „in Jesus Christus, nicht als ‚den tiefsten Grund unseres Ich‘, sondern als den ‚Christus-in-uns‘, wiederfinden? Als unsere ‚zweite Dimension‘, als unsere Ebenbildlichkeit, als den neuen Menschen?“⁹ Das erlösende Wort war jedoch nicht Frucht des eigenen Nachdenkens. Es „fiel vom Kreuz auf sie herab“, wie ein Geschenk, eine unableitbare Erkenntnis,

⁷ Erfahrungen, 87.

⁸ E. Ott, *Die dunkle Nacht der Seele. Depression? Untersuchung zur geistlichen Dimension der Schwermut*. Elztal-Dallau 1981, 87.

⁹ Ott, 87.

die nicht dem rationalen Denken entspringt, ein Wissen des Herzens, das nicht die Gedanken ordnete, sondern die Empfängerin spontan singen und tanzen ließ, sie emotional bewegte. Als würde der Geist an ihr vorüberwehen, spürte sie, wie ein sanfter Hauch ihre Stirn streifte.

Ihr ganzes Leben, so schrieb Marie Noël später, war ein Kampf zwischen dem klaren Verstand und der Liebe gewesen, ein Leidensweg als Folge ihrer entzweiten Seele, ihrer ganz eigenen Art zu glauben. Dennoch wollte sie beide Wege auf ihrer Suche nach der Wahrheit nicht gegeneinander ausspielen, sich nicht ausschließlich für den einen oder anderen entscheiden. So sehr sie das freie Denken als eine Gefahr für ihren Glauben erkannte, so beglückend empfand sie es auch, im eigenen Denken frei atmen zu dürfen. In der bürgerlichen Enge der Provinz, aber auch in der Enge des katholischen Denkens ihrer Zeit, welches die Fenster vor der Welt verschlossen hielt und Angst vor einem Suchen nach Wahrheit außerhalb der eigenen Glaubensdoktrin hatte, wurden die Gläubigen vor fremdem Gedankengut bewahrt. Für einen Katholiken gab es keinen Austausch, der Katholik war ein „befriedigtes und überlegenes Wesen – das die Wahrheit besitzt“ und wenn er sich fremdem Gedankengut zuwandte, dann nur in der Absicht zu retten. Mit einer Schwiegermutter verglich sie die Kirche, die mit harter Hand regierte und sie daran hinderte, sie selbst zu sein. Marie Noël litt unter einer Kirche, die mit diversen Vorsichtsmaßregeln, Schranken, Verboten und Drohungen das Licht der Wahrheit Gottes eingrenzt, den Geist einsperrt und aus dem lebendigen Leib Gottes einen Leichnam macht. Vernunft, künstlerische Freiheit und freies Denken wurden von dieser Kirche wie von Zollwärtern an der Grenze abgewiesen, der mystische Charakter der Kirche um ihrer sichtbaren und hierarchischen Strukturen willen verdrängt. Dennoch wäre sie immer wieder statt zum Propheten zum Priester gegangen. Zu sehr sah sich die Dichterin der Kirche verbunden, wegen ihrer Botschaft von Christus, als dass sie ernsthaft revoltiert oder den Bruch gewagt hätte. Nach außen hin schwieg sie, wehrte sich jedoch innerlich gegen das Verbot, unvoreingenommen die Werke der Dichter und Denker ihrer Zeit zu lesen, die sie interessierten. Im Fall des von ihr sehr geschätzten und hochverehrten französischen Dichters Victor Hugo, dessen Werke wegen seiner Kritik am kirchlichen Klerikalismus seiner Zeit auf dem Index der verbotenen Bücher standen, wandte sie sich mit der Bitte um Dispens nach Rom. Marie Noël war fasziniert von seiner aufrichtigen Suche nach Wahrheit. Es war der literaturbegeisterte und in Künstlerkreisen verkehrende Abbé Mugnier, der sie ermutigte, das zu lesen, was sie inspirierte, und keine Angst vor häretischen Gedanken zu haben. Ihre allzu große Liebe zu Gott schuf ein Gegengewicht und bewahrte sie stets davor, ihren eigenen Glauben zu verlieren.

Nach allen Richtungen hin frei denken zu können, auch wenn solch ein Denken gefährlich ist, in Frage stellt, ja den Glauben in Frage stellt, war ein

wesentlicher Aspekt ihrer Sehnsucht nach Freiheit und Selbstverwirklichung. Der Preis dieses Wagnisses war die Heimatlosigkeit eines umherirrenden Odysseus und das Gefühl des Ausgestoßenseins in dieser Welt, ohne Gott immer als sicheren Hafen zu erkennen. Marie Noël hatte ein metaphysisches Gespür dafür, dass nichts in diesem Leben von Dauer ist, alles sich im Fluss befindet und die wahre Heimat anderswo gesucht werden muss. Vielleicht ist auch Gott nicht der „Punkt ewiger Bleibe“, sondern „nur der erste Anstoß der Bewegung, die alles davonträgt“. Manchmal scheint durch ihre Texte eine regelrechte Lebens- und Weltflucht durch, wenn sie Gott anklagt, sie dieser Welt ausgesetzt und geradezu in dieses Leben hineingestoßen zu haben. Sie sprach die Widersprüche ihres Glaubens aus und hielt sie aus, insbesondere die Frage nach dem Ursprung des Bösen und des Leidens. Glaubenzweifel betrachtete sie nicht als Sünde – wenn ihr dies auch nicht immer gelang – sondern durchlitt sie als ihre Form des Glaubens, der sowohl dem klaren Verstand wie auch dem Herzen folgte und dabei die Gefahr einging, abzustürzen. Aber ihre aufrichtige Suche nach Wahrheit verwehrte es ihr, sich mit fertigen Antworten zufrieden zu geben. Häufig empfand sie ihre Seele als Schlachtfeld, auf dem mehrere Götter miteinander kämpften. Als begrenztes Wesen sah sie sich unfähig, diese miteinander zu vereinen. Allein in der Tiefe des Herzens bekannte sie die Einheit Gottes: „Die Liebe ist Gott, die Vernunft ist Gott. Nicht zwei Götter. Ein einziger.“¹⁰

Der Tod – Skandal des Lebens

Zu einer noch tieferen Erschütterung ihres Glaubens führte die Begegnung mit dem realen Tod. Mit ihm hat sich Marie Noël nie wirklich abgefunden. Ihre Klage gegen den Tod, das Entsetzen und der Zorn über seine Existenz hatten konkrete Anlässe. Am 27. Dezember 1904 fand sie ihren damals 12-jährigen Bruder Eugène ohne vorherige Anzeichen einer Krankheit tot in seinem Bett liegen. Die zweite prägende Erfahrung machte sie während der Jahre des Ersten Weltkrieges bei ihrem Einsatz unter den Kriegsverletzten und Sterbenden im Krankenhaus von Auxerre.

Gott war nun nicht mehr nur der Aufpasser- und Richter-Gott. Er wurde auch als die schreckliche und unerbittliche Macht erfahren, die alles Erstellte ohne erkennbaren Grund willkürlich wieder vernichtet. Gott war einmal mehr der ferne Gott, der Unerreichbare, der, dessen Ratschlüsse unbeschreibbar waren, nicht der Schöpfer und Erhalter, sondern auch der Gegner des Lebens, wie die Dichterin ihn empfand. In ihren *Notes Intimes*

¹⁰ M. Noël, *Notes Intimes. Suivies de Souvenirs sur l'abbé Bremond*. Paris 1959, 137.

sprach sie ihr Leiden an diesem verborgenen und unbekannten Gott aus: „Und er, der Unbekannte, hatte mir eine Falle gestellt. Er hatte mich lange erwartet, still, in der Stunde meiner größten Müdigkeit, um mich ohne Verteidigung den verbündeten Dämonen meines Leibes und meiner Seele auszuliefern. Damals flohen alle meine Engel. Und das körperliche Leiden war nichts, und die Leidenschaft des Herzens war nichts neben der furchtbaren Frage, die mir damals gestellt wurde: Gott?... Mein Gott?... Der liebe Gott?... Wo war Gott?... Wer war Gott?“¹¹ Ihre Situation beschreibt sie als die eines Ertrinkenden, der im Dunkel treibt und sich, so gut es geht, an die verstreuten Trümmer seines Glaubens klammert.

In vielen ihrer Gedichte beschrieb sie diese äußerste Bedrohung des menschlichen Lebens durch den Tod, indem sie ihn mit einem blutrünstigen Ungeheuer verglich. Hinter der Seele versteckt lauert er mit seinen ekelhaften Augen, mit von allem Blut dieser Welt ganz trunkenen Füßen. Er ist der „Wurm der Gräber“, der „in unsere Wirbel kriecht“. Er kommt schleichend, fast lautlos, unsichtbar. Er überfällt den Menschen, ob alt oder jung, kaltblütig wie ein Mörder und erwürgt ihn brutal. Wie ein gefährliches Tier streift er umher, lauert dem Sterbenden auf, schleicht sich an seine Beute heran, versteckt sich zwischen den Leintüchern und kriecht mit seiner Kälte langsam und unaufhaltsam in den sterbenden Körper – der Tod, „das Gespenst ohne Antlitz“, „die Nacht ohne Ende“, „das Geheimnis ohne Weg“, „das Entsetzen ohne Stimme“.¹² Nichts Sanftes haftet ihm an, nichts Verklärtes, nichts durch den Glauben Erhelltes und Friedvolles. Der Sterbende, besonders in den frühen Gedichten, bäumt sich mit seiner letzten Kraft gegen diesen Tod auf. Der christliche Glaube gibt keine Garantie, den Tod leichter ertragen zu können. Wie ein Verdurstender oder Erstickender kämpft er um jeden Augenblick seines Lebens, in der aussichtslosen Hoffnung, dass das Leben doch noch siegen möge, aber auch in dem Bewusstsein, dass dieses Leben wie ein wertloser, „verfaulter Faden“ jeden Augenblick reißen kann. Was der Tod zurücklässt, ist nichts als ein abgenagter Knochen, der einem Hund zum Fressen dient, ein sich auflösender Körper, der unbrauchbarem Unrat gleicht.

Und Gott? – Wo bleibt Gott im Angesicht des Todes? Wo bleibt seine tröstende Existenz? Er scheint es nicht anders eingerichtet zu haben: „Der, der die Welt erschaffen hat, nur ein Gesetz hat er dem lebendigen Wesen gegeben: ‚Friss‘ und was dasselbe ist: ‚Um zu fressen, töte.‘ Wenn du mir nicht gehorchst, wenn du verweigerst, was du deinem Bauch schuldest, wirst du sterben. Denn das ist mein Wille. Jedes Geschöpf dient dem anderen als Weide.“¹³ Fressen und Gefressenwerden gehören zum Gesetz des Lebens, ohne das es kein Leben gäbe. Der eine kann nur vom anderen leben. Der Tod des einen, wie grausam dies auch sein mag, dient dem Leben eines anderen: „Ich denke über den Tbc-Bazillus und seine Genossen nach, ebenso Geschöpfe Gottes wie der Mensch und die Engel. Der Bazillus frisst in der Brust einer jungen Mutter, der Kehle eines Apostels und sagt: ‚Gott ist gut.‘ Und weil er von der Vorsehung seine Weide erhalten hat, sein Leben und den Segen für seine Nachkommenschaft, spricht der

¹¹ Erfahrungen, 89.

¹² Vgl. „Les Dernières Détresses“, in: M. Noël, *Les Chants de la Merci*. Paris 1930 (dt. Übers. in: F. Knapp, *Lieben – Sein Herz zum Fenster hinauswerfen. Die Botschaft der Liebe in Leben und Werk Marie Noëls auf dem Hintergrund der französischen Spiritualität*. Würzburg 1998, 391–394).

¹³ Erfahrungen, 29.

Bazillus sein Tischgebet. Dasselbe Tischgebet, das wir am Ende unserer Mahlzeit sprechen, nachdem wir das Huhn oder das Lamm gegessen haben.“¹⁴

Gott ist kein Ort des Friedens, kein Ort der Zuflucht vor den Stürmen des Lebens, kein Ort, um Kraft zu schöpfen. Gott ist kein ruhiger Ort. Gerade der Ort der Begegnung mit Gott kann zum Ort des Sturmes und des Unfriedens werden. Allzu sensibel spürt die Dichterin das stete Entfliehen der Zeit, das Vergehen aller Dinge, die Vergänglichkeit des Lebens. Gott ist kein Ort des Atemholens, er selbst ist Grund der inneren Unruhe, des abgrundtiefen Erschreckens, der inneren Finsternisse, des verzehrenden Schmerzes und der Verzweiflung: „In dieser Art von Abgrund, in den ich letztes Jahr hineingestürzt bin, habe ich Gott gesehen, und ich kann ihn nicht mehr vergessen... Gott! Aber nicht den Gott, den ich so innig kannte von Kind an, nicht den lieben Gott, nicht den ‚Vater unser‘, nicht meinen Freund... Nein, einen anderen! Einen anderen, der sich versteckt gehalten hatte, ein anderer, der so furchtbar war, dass mein Verstand ins Wanken kam. Ein anderer, der auf seinen stummen Tafeln nur ein Gesetz geschrieben hat: ‚Du musst töten‘ und ‚Du wirst getötet‘, und der sich niemals die Mühe gab, dieses Gesetz anders zu erläutern als durch den erbarmungslosen Gang des Universums. Und er ist der Meister, den anzuflehen keinen Sinn hat; der uns in die Knie zwingt; der, Hoffnung hin, Hoffnung her, uns zu Staub zermalmt, wenn es ihm passt, zu seiner Stunde. Wir müssen ihm in die Falle gehen. Jeder nur mögliche Weg führt uns dahin. Wir glauben gescheit zu sein und tapfer dazu. Haben uns wacker gehalten in dieser Gefahr, mühsam jene Krankheit überwunden... Ach, wir haben brav gekämpft wie die kleine Ziege bei Séguin: ‚Sie hat sich die ganze Nacht gewehrt, und am Morgen hat sie der Wolf gefressen.‘ Kurz und gut, er ist es, der Namenslose, der Unbekannte ist es, der in der letzten bösen Viertelstunde uns erledigt.“¹⁵

Christus – Spur durch die Wüste

In diesem gefahrsvollen, grenzenlosen Raum, wie sie Gott oft empfunden hat, in dem sie sich manchmal zu verirren drohte, gab es eine Spur, einen Wegweiser – Christus. Schon als Kind fand sie keinen Trost in der Vorstellung, dass Gott liebender Vater sei. Zu übermächtig war die Erfahrung der dunklen Seite dieses Gottes, der die Ungerechtigkeiten und das Böse zulässt, der seine Schöpfung dem Gesetz des Todes ausgeliefert hat, ein Gott, der Qual ist, so wie ihn auch Hiob im Alten Testament erfahren hat oder wie ihn die Griechen im Mythos des Prometheus beschrieben haben: „Gott unter

¹⁴ *Erfahrungen*, 98.

¹⁵ *Erfahrungen*, 15.

der Gestalt des Zeus: Zeus mit dem Schnabel des Geiers, der den Prometheus verschlingt.“¹⁶ Als Dieb des Lebens klagt sie diesen Gott an und fordert ihn geradezu heraus, sein Versprechen, Erhalter und Beschützer des Lebens zu sein, auch einzuhalten.

Die andere Seite dieses Gottes ist Christus, der Erlöser: „Gott in der Gestalt Jesu Christi: Erbarmen, Milde, Friede.“¹⁷ Christus offenbarte ein anderes Gesetz, das Gesetz der Liebe. Die Liebe weigert sich, den Nächsten aufzufressen, ihn zu töten. Christus ist das andere Gesicht dieses Gottes, das menschenfreundliche, das gütige. In ihren Kindertagen verhieß er Geborgenheit, wenn sie sich von allen verlassen fühlte oder die Vorstellung von Gott als des richtenden Weltenherrschers sie zu ersticken drohte. Jesus war der Freund an ihrer Seite. Aber dies entsprach noch nicht der Erfahrung des wahren Christus. Es war noch das Bild, das jene frommen Andachtsbildchen der Zeit in lieblichen, meist süßlichen Farben, vermittelten. Es entsprach dem Gemüt kindlicher Seelen, welche sie ansprechen und befriedigen wollten. Diesem Jesus machte sie im Alter von zwölf Jahren auf dem Heimweg aus der Schule in der Kathedrale einen Heiratsantrag, indem sie in der leeren Kathedrale die Schulmappe fallen ließ, den Kopf leidenschaftlich auf den Altar des Heiligsten Herzens legte und von Jesus den Ehering erbat.

Erst mit zunehmendem Alter und einer Weiterentwicklung ihres eigenen religiösen Glaubens begann dieses liebliche Jesusbild dem Bild von Jesus zu weichen, der am Kreuz gestorben ist und zur Kreuzesnachfolge aufruft, der die Hingabe des eigenen Lebens fordert, so wie er selbst sein Leben hingegeben hat für die Menschen, die er liebte: „Die Liebe will ernähren, sich selbst vernichten, um einen anderen zu nähren, sich in den anderen verwandeln, um den anderen zu stärken und aus zweien eins zu werden. Ihr Gesetz ist: Gib. So die Mutter, deren Milch in ihrem Kind Blut und Leben wird. Und die Milch der Mutter freut sich darüber. So der uns gegebene Christus, dessen Fleisch in uns Leben wird durch das eucharistische Brot. Und der Leib Christi freut sich darüber. Die Liebe Gottes verklärt das Gesetz der Schöpfung Gottes. Sie findet ihre Seligkeit im Verzehrt-werden.“¹⁸ Solange die Schöpfung noch nicht vollendet ist und in den ‚Geburtswehen‘ liegt, wie Paulus es formuliert hat, leidet auch der göttliche Sohn am Gesetz des Vaters. Bis in den Himmel hinauf steigt der Schrei des väterlichen Werkes, wie es Marie Noël im Gedicht „Chant de la divine merci“ beschreibt, so dass der Sohn sich mit all denen solidarisiert, die an dieser Schöpfung leiden. So wird Christus zum Mittler zwischen Gott und den Geschöpfen. Dieser Christus wird nicht vom Vater in die Welt gesandt, um diese von der Sünde zu erlösen, sondern er wendet sich von seinem Vater ab, dessen Untätigkeit er angesichts des Leidens nicht verstehen kann und verzichtet auf seine Göttlichkeit, indem er sein göttliches Kleid ablegt und der leidenden Kreatur zum Weggefährten wird.¹⁹ Der Christus Marie Noëls ist der Ankläger des Vaters, der mit dem Vater kämpft und das Recht auf Frieden für seine Schöpfung ersteiten will. Revoltierend kündigt

¹⁶ Erfahrungen, 64.

¹⁷ Erfahrungen, 64.

¹⁸ Erfahrungen, 30.

¹⁹ Vgl. „Chant de la divine merci“, in: M. Noël, *Les chants de la merci*. Paris 1930. (dt. Übers. in: F. Knapp, 236–240).

er seine Göttlichkeit auf, um das menschliche Schicksal in seiner ganzen Tragik zu erleiden, mit dem Risiko, daran zu verzweifeln und zu Grunde zu gehen. Auch Christus stirbt mit dem „herzerreibenden Schrei des menschlichen Tieres“. Er will der Welt und ihren Geschöpfen das Mit-Leid erweisen, zu dem der Vater nicht fähig zu sein scheint. Der göttliche Sohn ringt mit dem Vater, dessen Ratschlüsse auch er nicht versteht, aber in seiner Liebe zu den Geschöpfen bietet er dem Vater seine Hilfe bei der Vollendung der Welt an. Christus wird so zum Träger der ganzen Menschheit und der leidenden Welt. Und indem er das Gewicht ihres Leidens auf seine Schultern nimmt und das Werk des Vaters aushält, erfährt die Welt Erleichterung, verwandelt sich ihr Leiden in Freude. In Christus erfüllt sich daher das doppelte Gesetz Gottes – „Verzehre – liebe“ – das im eucharistischen Brot Gestalt annimmt. Christus, der sich in einem Stück Brot zum Verzehr darbietet, das nun von einem zum anderen gereicht wird, bindet die Welt in den Kreislauf seiner Liebe ein. Nun kann sie von einem Geschöpf zum anderen laufen. Das Band der Liebe wird von Hand zu Hand weiter gereicht, indem sich jeder dem anderen hingibt.²⁰ Am Ende von „Chant de la divine merci“ entwirft die Dichterin die Vision einer Versöhnung zwischen den Menschen, zwischen Gott und den Menschen und zwischen dem Sohn und dem Vater. Dann wird auch der Vater von seiner Last des Gottseins erlöst sein und das Werk der Schöpfung seine Vollendung finden.

Warten, hoffen, leiden – lieben

Bis zum Schluss hat Marie Noël ihre Einsamkeiten, ihre oft so widersprüchlichen Erfahrungen zwischen zweifelndem Verstand und glaubender Gewissheit, ihr Leiden an Gott, die Wüsten ihres Lebens ausgehalten. Auch die Kirche konnte nicht wirkliche Heimat sein. Nur um dieses eucharistischen Brotes wegen, in dem sie Christus begegnen konnte, ertrug die Dichterin eine Kirche, die ihr Angst machte. Aufgelehrt hat sie nur in ihrem Innern. Diese Revolte hat sie allein dem Papier anvertraut. Um der wahren geistigen Dimension der Kirche willen ist sie andererseits jedoch auch Fürsprecherin dieser Kirche gewesen. Die kleine Geschichte über einen Landpfarrer zeigt gleichnishaft, wie sie sich in einer Welt, in der die Menschen nur noch ihren Vorteil in guten Geschäften suchen und darüber auch die Achtung des Sonntags ignorieren, zusammen mit dem Landpfarrer als Gefährten des Elends versteht – er aus der menschlichen Gemeinschaft verstoßen und von den vernünftigen Menschen als Faulenzer verrufen, sie von den anderen unverstanden, gar für verrückt erklärt. Auch Christus, den in der Dorfkirche, deren Glockentürme schon einzustürzen drohen, keiner mehr besucht, ist einsam. Diesem Christus im Elend fühlt sie sich verbunden.

Es ist diese Zerrissenheit einerseits und ihre leidenschaftliche Wahrheitssuche andererseits, welche die Dichterin als Glaubende der Moderne auszeichnen. Ihr ganzes Leben lang hat sie sich bewusst mit ihrem Glauben und ihrem Zweifel auseinandergesetzt. Sich entweder im Zweifel oder in der Si-

²⁰ Vgl. „Adam et Ève“, in: *Les chants de la merci*. (dt. Übers. in: F. Knapp, 276–280).

cherheit des Glaubens einzurichten hätte Ruhe und Frieden bedeutet, so aber litt sie an diesem Dazwischen. Bodenständig immer der Erde verhaftet und doch ausgestattet mit einem übergroßen Verlangen nach dem Himmel, „wie eine flackernde Kerze zwischen zwei Welten“. Aber dies zeichnet für Marie Noël gerade die Würde des Menschen aus: „Dem, der an nichts Mangel hat, fehlt alles. Elend des Menschen, der sich selbst genügt, des Geistes, der mit sich selbst zugeschüttet ist. Der ganze Wert des Menschen liegt in seinem Suchen, seiner Berufung, seiner Sehnsucht.“²¹ Es bedurfte eines großen Muttes und Durchhaltevermögens, die Durststrecken zu durchstehen. Neben dem Wort „dunkel“ gehören die Worte „Geduld“ und „warten“ mit zu den häufigsten im Wortschatz, der das Werk der Dichterin charakterisiert. Warten, bis die Vorsehung erlaubt, dass einige Tropfen menschlicher Güte gereicht werden, Warten – in Geduld – auf die Gnade Gottes, um sich vor der Trauer der eigenen Seele retten zu können, geduldig aufsteigen im Dunkel, warten, bis der Augenblick kommt, da die Gnade des Freundes ihm und uns zurückgegeben sein wird: „Leiden, Dulden, Aushalten – das allein gibt mir Geborgenheit durch eine Kraft, die von anderswo herkommt und in mich eindringt“ – und hoffen, hoffen, dass Gott herabsteigt, damit der Mensch in der Tiefe den Himmel berühren kann. Dann kann auch in der aussichtslossten Situation das Wunder von Pfingsten geschehen, das wie das Wandern durch die dunklen Wüsten ihres Lebens auch zu den zentralen Erfahrungen ihres Lebensweg gehörte:

„Finsternis. Alles ist verschlossen, die Straßen, die Türen. Kein Fuß zum Gehen, kein Schlüssel zum Öffnen.

,Und plötzlich erhob sich ein starkes Brausen gleich einem ungestümen Winde.‘

Plötzlich zerbricht das Licht die Türen, die Fessel der Angst zerreißt, die Füße befreien sich, der Wind haucht Gott ins Antlitz, die Liebe erhebt die Erde, die Freude kehrt alles um.

Jetzt erhellen sich die niedergeschlagenen Gedanken, finden sich wieder zu- recht, versöhnen sich, stimmen zusammen, erleuchten einander ... schwei- gen.

Die Stille weiß alles. Die Stille sagt alles.

Und aus der Seele, die gestern untröstlich war, steigt das Lied unermessli- cher Glückseligkeit.“²²

²¹ Notes Intimes, 67.

²² Notes Intimes, 40.